

Das Erdbeben von Tokio am 1. September 1923.

Skizzen eines Augenzeugen.

Seit gerade 20 Jahren war es mir vergönnt, Tokios Aufstieg zu einer modernen Weltstadt zu verfolgen. Mit Bewunderung erfüllte mich die Umsicht und Tatkraft, die dieses Tokio, das als Hauptstadt des neuen Japan aus dem alten Jeddo hervorgegangen war, zu einem glanzvollen, mit dem ganzen Rüstzeug des modernen Verkehrswesens ausgestatteten Mittelpunkt des Reiches der aufgehenden Sonne auszubauen strebte. Wenige Sekunden genügten, um ein Verderben heraufzubeschwören, das die unverdrossene Arbeit eines halben Jahrhunderts in Schutt und Asche begrub.

Wenn ich es wage, ein Bild der Katastrophe des 1. September 1923 zu entwerfen, so geschieht es unter dem frischen Eindruck des persönlich Erlebten. Nur lose zusammenhängende Skizzen eines Augenzeugen werden vorgelegt, eines Augenzeugen allerdings, dem Gelegenheit gegeben war, den Verlauf dieses gigantischen Trauerspiels durch alle Phasen zu verfolgen, und da, wo ihm versagt war, aus nächster Nähe seine Beobachtungen zu machen, diese durch den Bericht unmittelbar Beteiligter zu ergänzen.

*

In der frühen Morgenstunde des 1. September kündigte sich der Ausläufer eines Taifuns durch heftigen Sturm und Regen an. Während der heißen Zeit waren wir — was ich kaum erlebt — von jedem taifunartigen Unwetter verschont geblieben. Nun hatte es den Anschein, als wolle die dem Ende sich zuneigende Hitze eines verspäteten Sommers das Versäumte nachholen. Wider Erwarten hörte gegen 10 Uhr der Regen auf. Heiterer Himmel blickte durch die Wolken, wie zum Gruß den aus den Sommerferien zurückgekehrten Knaben und Mädchen der Volksschulen, die am 1. September den Unterricht wieder aufnahmen. Die Sonne versprach einen schönen Tag. Der Vormittag war weit entfernt, eine Ahnung aufsteigen zu lassen, daß er für viele der letzte ihres Lebens sein sollte.

Die Mittagsstunde nahte. Nicht der leiseste Vorbote des nahen Verhängnisses meldete sich an, wie man solche wohl bei andern Gelegenheiten beobachtet hat. Friedliche Ruhe lagerte über Tokio. Das Zeichen der Mittagsstunde, das der eherne Mund der Kanone zu geben pflegt, war das einzige, was man erwartete.

Um 11³/₄ Uhr war in unsrem stillen Heim nach Ordensbrauch das Zeichen zu einer religiösen Übung gegeben worden. Ich kniete an meinem Bettstuhl. Es war, wie später der Zeiger der umgestürzten Hausuhr verriet, zwei Minuten vor 12 Uhr. Da regte sich wieder einmal die längst gewohnte zitternde Bewegung eines, wie ich dachte, kleinen Erdbebens, des ersten in dem neuen Heim, das vor gerade zwei Monaten bezogen worden war. Ohne darauf zu achten, blieb ich ruhig an meinem Bettschemel, das Zeichen zum Angelus erwartend. Im Laufe vieler Jahre gewöhnt man sich so sehr an diese Vibrationen, daß man den gewöhnlichen kaum mehr Beachtung schenkt. Anders ist es im Anfang. Ich erinnere mich noch sehr wohl des erschütternden Eindruckes, den

im Oktober 1903 das erste Erdbeben auf mich machte, als ich zu Besuch in eben jenem Yokohama weilte, das jetzt ein einziges Trümmerfeld ist. Fünf Erdbeben hatte ich seitdem erlebt, die hart an die Grenze rückten, wo der Stoß eine verhängnisvolle Wendung nehmen mußte. Sie hatten manchen Schaden angerichtet und auch einige tiefe Risse in dem Gebäude der Katholischen Hochschule verursacht, die umfangreiche Ausbesserungen und Verstärkungen der Stützmauern notwendig machten. Aber es waren doch nur Einzelschäden geblieben. Und so fühlte ich mich denn trotz des Fortissimo, in das die schwingende Bewegung schnell eintrat, ganz sicher in dem Bewußtsein, auch jetzt werde es nicht zum Äußersten kommen. Aber schon die nächste Sekunde riß mich mit elementarer Gewalt aus dieser Vertrauensseligkeit. Das Zittern, Schütteln und Rütteln ging mit einem Ruck in ein wahres Toben über.

Unser Heim, ein Zementbau, über 40 Meter lang, mit einem Kellergeschoß und drei Stockwerken, wurde beweglich wie eine Schaukel und neigte sich in einem starken Winkel hierhin und dorthin. Mein eigenes Zimmer kam mir wie ein hin und her geschleudertes Kasten vor, der frei in der Luft schwebte. Es ergriff mich eine ähnliche Empfindung wie in jener Oktobernacht 1908, als unser Dampfer auf der Fahrt nach Japan zwischen Singapur und Hongkong von einem furchtbaren Taifun erfaßt wurde. Ich glaubte mich wiederum in die von dem wogenden Meer auf und nieder gehobene, hin und her geworfene Deckkabine versetzt. War das ein Knarren und Knirschen der Eisenstäbe, welche die Zementblöcke im Innern verbinden! Die Bücher flogen aus den Gestellen, diese selbst schlugen auf den Boden, Stuhl und Tisch wurden umgeworfen, die Scherben der Glasglocke des elektrischen Lichtes klirrten. Ehe ich mich dessen versah, versperrte ein großes Büchergestell mir den Ausgang aus dem Zimmer; es war wider die Tür gestürzt, vor der die schwere Büchermasse jetzt lag.

Das alles kam mit einer solchen Plöglichkeit und Schnelligkeit, daß ich der gefährvollen Lage gar nicht bewußt wurde, in die mich die Versperrung des Ausgangs brachte. Die schaukelnde Steinkabine, in der ich eingeschlossen war, hätte mir so leicht zum Steinsarg werden können. Aber merkwürdig: in der Mitte dieses wilden, fast möchte ich sagen infernalen Tobens fühlte ich mich ganz sicher. Das Haus schaukelte entsetzlich; aber es war ein elastisches Schaukeln, das beste Zeichen, daß es gut gebaut war. Aufrecht stand ich auf dem schwankenden Boden und wartete das Ende ebenso ruhig ab wie bei den früheren Erdbeben. Und das Ende kam schnell. Noch ein paar heftige Zuckungen der Steinmasse, noch einige kräftige Schwingungen: das Erdbeben war vorüber.

Bis zur Stunde vermag ich aus eigener Beobachtung nicht zu sagen, wie lange die Erschütterung während ihrer größten Heftigkeit gedauert hat. Nach meinem Empfinden hielt die so verhängnisvolle höchste Stärke nur ein paar Sekunden an. Es kam mir vor, als ob mehrere riesige Erdwellen schnell nacheinander über den Boden geflutet und dann ebenso schnell verschwunden seien, wie sie gekommen waren.

Wenn ich jetzt hinterher an die wenigen fürchterlichen Sekunden zurückdenke, während deren das Leben wie an einem Faden über einem tiefen Abgrund schwang, dann erfaßt mich ein eissiges Grauen.

Raum war für den Augenblick Ruhe eingetreten, so suchte ich mir den Ausgang frei zu machen, was mit einiger Mühe gelang. Meine Mitbrüder hatten sich längst im Hofraum vor dem Neubau zusammengefunden. Ein kleines Erdbeben zu erleben, gehört mit zu den Wünschen jener Weltwanderer, die Japan nur eben durchstreifen, wenn sie im Frühjahr zur Zeit der Kirschenblüte oder im Herbst in der Hochblüte des Chrysanthemum das Reich der aufgehenden Sonne besuchen. Nun, unsre eben aus Deutschland gekommenen Mitbrüder hatten keinen Anlaß, sich über enttäuschte Erwartungen zu beklagen. Auf der Schwelle ihrer neuen Heimat war ihnen eine Erdbebenerfahrung zuteil geworden, die ihnen deutlicher als alles, was sie in Büchern bereits gelesen haben mochten, Japan als ein Land der Erdbeben zum Bewußtsein brachte.

Die Umfassungsmauer des Hofes war umgeworfen, die Dächer der gegenüberliegenden Häuser waren abgedeckt oder eingestürzt, der schöne japanische Garten traurig verwüstet. Ein eigenartiger altertümlicher Schmuck des Gartens sind die großen, schweren Steinlaternen; sie waren alle umgestürzt, Schäfte und Kapitäle zertrümmert und über den Rasen zerstreut. Ein schwerer Granitblock war aus dem Boden, in den er eingesenkt gewesen, herausgehoben, wie wenn ein Hebel ihn emporgestemmt hätte. Der Boden des Kellergeschosses war wie von einer Welle angeschwollen. Durch den Gang des ganzen Kellergeschosses ging ein Riß. Einzelne Zementblöcke waren aus ihrem Gefüge gesprengt und teilweise zertrümmert; die eisernen Stangen, die das Gefüge bilden, verbogen. Die Sorge mußte sich regen, um den ganzen, eben erst bezogenen Neubau sei es geschehen. Sachverständige haben indes bald diese Befürchtung als unbegründet festgestellt und die Ansicht ausgesprochen, daß der Bau als Ganzes den schweren Erdstoß ausgezeichnet bestanden habe.

Ganz anders stand es um das Schulgebäude der Katholischen Hochschule. Erst letztes Jahr war es nach den Anweisungen der ersten seismologischen Autorität gegen Erdbeben gesichert worden. Umsonst! Der östliche Flügel war fürchterlich zugerichtet. Das Dach des Turmes war eingestürzt, das obere breite Fenster samt Steinumrahmung herausgerissen; ein Riß klappte durch die Frontmauer von oben nach unten. Aus der Aula war ein mächtiges Stück Wand herausgebrochen. An der Seite hatten sich die Stützpfiler von der Mauer gelöst; schwere Blöcke von Ziegelmassen waren herabgeschleudert. Das schwere Portal, das auf vier massiven Steinsäulen ruhte, war durch den Stoß vorgeschoben. Auch der westliche Flügel der Schule hatte schwer gelitten. Im oberen Stoß war die Wand stark nach außen geneigt. Der erste Eindruck war: das Schulgebäude ist verloren. Und diesen ersten Eindruck hat die sachverständige Untersuchung leider nur zu nachdrücklich bestätigt.

Eben wird ein Opfer durch den Toreingang hindurchgetragen, eine ältere Frau aus der Nachbarschaft mit furchtbaren Wunden am Ober- und Unterkörper. Man bettet sie auf den Rasen. Sie liegt in den letzten Zügen und verschied schon im nächsten Augenblick unter unsern Augen. Die Unglückliche hatte im Augenblick des Stoßes an dem eisernen Tor gestanden, das von vier Steinpfйлern eingefast wird. Ein schwerer Granitstein, der die Pfeiler krönte, war herabgestürzt und hatte die Arme zu Tode getroffen.

Mittlerweile dauerten die Stöße und Schwingungen fort, bald stärker bald schwächer. Das ständige Zittern des japanischen Bodens, das gewöhnlich

nur dem feinen Instrument fühlbar ist, wurde jetzt in schnell sich folgenden Erschütterungen nur allzu deutlich auch ohne Instrument empfunden. Manchmal schien es, als sollte der Herensabbat, den wir eben erlebt, noch ein ernstes Nachspiel haben.

Während wir noch bei dem beklagenswerten Opfer standen, das die Erschütterung vor dem Tore des eigenen Hauses gefordert, ertönte vom nahen Wachturm die Feuerglocke, aber nicht in dem abgemessenen Takt der drei in kleinem Abstand sich wiederholenden Schläge, sondern in ununterbrochenem, mit steigender Hast sich folgendem Anschlag. So hatte ich die Feuerglocke nur einmal läuten hören in all den Jahren, seitdem ich in Japan bin, nämlich in der Februarnacht 1913, also vor zehn Jahren, als das Stadtviertel Kanda in Flammen stand. Soll der Erdbebenkatastrophe jetzt die Feuerkatastrophe als zweiter Akt des entseglischen Trauerspiels folgen?

Wenige Minuten nach dem Alarmzeichen der Feuerglocke sehen wir dicke Brandwolken über unser Haus ziehen. Auf den ersten Blick war es klar: dasselbe Verhängnis brach über Tokio herein, das vor nahezu 70 Jahren Jeddo betroffen hatte, als unmittelbar nach dem Erdbeben an 30 Stellen Feuer ausbrach.

Welcher Anblick bot sich mir bereits um $\frac{1}{2}$ 1 Uhr, d. h. eine halbe Stunde nach dem Erdbeben, als ich Umschau hielt vom flachen Dache des Steinbaues, das einen Rundblick über weite Strecken von Tokio eröffnet!

In unsrer nächsten Nähe, dicht hinter dem Palais des Prinzen Fushimi, das unfrem Neubau gegenüberliegt, qualmte es hoch über das Dach empor. In dem Stadtviertel Akasaka mußte bereits ein Großfeuer wüten. Bald zeigten sich auch die hochlodernden Flammen im Hintergrund des Palais. Etwas nach Süden verrieten die Rauchmassen einen zweiten und dritten Feuerherd, aber in der Ferne. Gegen Norden ballten sich die Rauchwolken immer dichter. In welcher Richtung auch das Auge den Horizont absuchte, überall zeigten sich Feuerherde.

Die Nachforschungen der Polizei haben ergeben, daß innerhalb der ersten 30 Minuten nach dem Erdbeben an 136 Stellen Feuer ausbrach. Schon um 11 Uhr 59 Minuten — so hat die Feuerwehr festgestellt —, d. h. kaum eine Minute nach der ersten Erschütterung, stiegen schwarze Rauchsäulen von dem Armenkrankenhaus im Stadtteil Shiba, von dem früheren Palast des Kronprinzen in Takamatwa, vom Chemischen Laboratorium der Medizinischen Fakultät an der Kaiserlichen Universität und aus der Umgebung der Mansei-Brücke auf. Die herbeirasenden Autosprizen hatten kaum Zeit, diese weit auseinanderliegenden Feuerherde zu erreichen, als Tokio in neun Vierteln der Unterstadt und in drei der Oberstadt an 52 verschiedenen Stellen in Flammen stand. Zehn Minuten später waren 24 neue Brände gemeldet. Fünfzehn Minuten nach dem Erdbeben hatte sich der Brand an 83 Stellen der Stadt bemächtigt, und nach weiteren fünfzehn Minuten loderten 136 Feuerherde und begannen sich einander zu nähern.

+

Als ich um 2 Uhr nachmittags meinen Beobachtungsposten wieder aufsuchte, bot sich ein Anblick dar, daß man sich den Pinsel eines Rembrandt hätte wünschen mögen, um seine schauerlich großartige Schönheit festzuhalten. Weit-

hin im Umkreis erhoben sich schwarze und braune Rauchwolken, lechzten Feuerzungen zum Himmel.

Die Mitte von Tokio bildet der Stadtteil Kojimachi; er umfaßt den ältesten Teil der Stadt. Hier erhebt sich an Stelle des alten Schlosses der früheren Reichsregenten oder Schogune, das bei der Wiederherstellung der kaiserlichen Macht in Flammen aufging, die neue kaiserliche Hofburg. Auf niedrigem Hügel gelegen, allseits mit Ringmauern umgeben, bildet sie mit ihren Gärten ein abgeschlossenes Ganzes. In Gestalt eines ausgedehnten Rechtecks zieht sich rings um die kaiserliche Hofburg die Innenstadt Kojimachi. In ihr liegt die Jochi-Universität (die Katholische Hochschule) etwa zehn Minuten westlich von der Hofburg. Dreizehn Stadtteile umgeben in weitem Kreise die Schloßstadt.

Nördlich von der kaiserlichen Hofburg breitet sich von Osten nach Westen das Stadtviertel Kanda aus. Die darüber lagernden, immer mehr sich verdichtenden Rauchmassen deuten an, daß es bereits in seinem ganzen Umfang eine Beute des Feuers ist. Der rege Geschäftsbetrieb, der in den Straßen, Gassen und Gäßchen pulsiert, bietet die zündbarsten Stoffe dar. Kanda ist Tokios, ja Japans größter Büchermarkt; hier konnte das Feuer wahre Orgien feiern. In seinem Bezirk liegen viele bedeutende Schulen des niederen, mittleren und höheren Unterrichts. Sie alle sind dem Untergang geweiht, Handelsschule, Seminar für fremde Sprachen, mehrere Privatuniversitäten, ein Duzend Elementarschulen und zahlreiche Studentenhospize. Von meinem Beobachtungsposten aus sehe ich nur dichte Rauchwolken, die einander nachdrängen. Ab und zu schießen mächtige Flammen hervor und verkünden wie durch Funktspruch, daß der ganze Stadtteil in einen flammenden See verwandelt ist. Der Brand verbreitete sich hier mit fürchterlicher Schnelligkeit; an vielen Stellen ließ er den Bewohnern gerade noch Zeit, das nackte Leben zu retten. Schulter an Schulter drängten sich die Flüchtlinge auf der Hauptstraße, um einen der großen Parke zu erreichen, die in der Nähe liegen; hinter ihnen her die Flammen, die sie erbarmungslos voran jagten. Da ändert sich plötzlich die Windrichtung; das Feuer springt auf die andere Seite und versperrt ihnen den Weg. Sie suchen ihr Heil über eine Brücke. Das Erdbeben hat das Gefüge der Brücke erschüttert. Diese bricht unter der Last der vielen Menschen zusammen. Die Flüchtlinge, Männer, Frauen, Kinder, stürzen in den Kanal; eine Anzahl ertrinkt, andere werden von nachjagenden Flammen ergriffen. Das Feuer zerstört die Übergänge über die Kanäle und treibt die Armen, die nach einem Ausgang suchen, in wahnsinnige Verzweiflung. So beschreibt ein Augenzeuge, selbst ein Flüchtling, die Schreckensszenen von Kanda.

Von Zeit zu Zeit dringen von Norden her dumpfe Donnerschläge dröhnender Explosionen zu uns herein. Der Feuerherd ist das Arsenal im Stadtteil Koishikawa. Seine Werkstätten haben sich in einen Glutofen verwandelt, aus dem sich ein funkensprühender Strom über die ganze Umgebung ergießt. Gleichzeitig ist ein beständiges Knattern wie von Maschinengewehren vernehmbar.

Von meinem Standpunkt aus kann ich wahrnehmen, wie sich das Feuer nach dem Hongo-Viertel ausbreitet. Dort liegt die erste Landesuniversität, dort das größte Lehrerinnenseminar, ein angesehenes Krankenhaus, eine bedeutende Mittelschule, ein vielbesuchtes Theater.

Das nordnordöstliche Stadtviertel Shitaja besitzt den poesievollen Ueno-Park. Was wird aus dem Reichsmuseum, dieser Schatzkammer Altjapans, was aus der Reichsbibliothek, was aus der Musik- und Kunstakademie, die alle im Schatten des Parkes liegen? Was aus dem Zoologischen Garten? Das ganze Viertel, zu dem der Ueno-Park gehört, hat sich in einen flammenden See verwandelt, der rings um den Hügel tobt. Die Behörde hat bereits den Befehl gegeben, die wilden Bewohner des Zoologischen Gartens zu töten. Der dem Ueno-Hügel gegenüberliegende Nordbahnhof steht in Flammen.

Von Shitaja war es für die Flammen nur ein Sprung in das Gebiet von Asakusa. Welcher Fremde kennt nicht diesen Stadtteil, der einer der bevölkersten und besuchtesten von Tokio ist! Seine größte Sehenswürdigkeit ist der Tempel der Kwannon, der buddhistischen Göttin der Barmherzigkeit. Zu jeglicher Tagesstunde sieht man Hunderte von Verehrern und besonders Verehrerinnen vor ihrem Bilde. Der Tempelpark ist ein ununterbrochener Jahrmarkt. Asakusa ist überhaupt der Stadtteil des Vergnügens und der Lust in allen Formen.

Mit unerbittlicher Sicherheit ging das Feuer gerade auf jene Bezirke los, die das Eldorado der Theater- und Kinobesitzer und einer gewissen andern Gruppe niedriger Vergnügen waren. Dank seiner Lage inmitten des Parkes blieb der Kwannon-Tempel verschont. Gegen 50 000 Menschen hatten hier Schutz gefunden. Ein gräßliches Geschick traf dagegen die unglücklichen Bewohnerinnen von Josphiwara. Dies ist der berühmte Name eines ausgedehnten, streng abgeschlossenen Gebietes, wo mehrere tausend „Sklavinnen“ menschlicher Lust in zum Teil glänzenden Villen gehalten werden. Diese armen Wesen, bis zum letzten Augenblick in ihren goldenen Käfigen eingeschlossen, sahen sich auf einmal von Flammen umgeben. In der Verzweiflung stürzten sich viele in das nahe Flößchen, das wie ein Kanal zwischen den Häuserreihen hindurchströmt. Aber auch hier erreichte sie das Feuer, das sich wie ein Fächer über das Wasser ausspannte. Das Wasser selbst wurde siedendheiß, wie später an den verbrühten Leichen festgestellt wurde. Man spricht von 1000 Unglücklichen, die hier den Tod fanden. Tatsache ist, daß die am nächsten Morgen aufgenommene, aber behördlich mit Recht unterdrückte Photographie der Opfer hohe Leichenhaufen zur Schau stellte.

•

Asakusa im Nordosten der Schlossstadt wird vom Sumida-Strom bespült, der in einer Breite von 200 Metern die Ostgrenze bildet und bald in die Tokio-Bucht mündet. Sechs Brücken führen über den Strom. Die bedeutendste heißt Ryogoku-Bashi, „Brücke der beiden Reiche“, weil hier in früherer Zeit die Reiche zweier Vasallenfürsten zusammenstießen. Auf dem Ostufer liegen die beiden Stadtteile Honjo und Fukagawa.

Mit dem Erdbeben entstanden hier sofort eine große Anzahl von Feuerherden, in Honjo selbst nicht weniger als zwölf, die, vom Wind angefacht, mit rasender Schnelligkeit die Flammen in die dicht bevölkerten Häuserblöcke ausstrahlten. In den kleinen Holzhäusern wohnte eine zahlreiche Arbeiterbevölkerung. Wie wahnsinnig irrten die Gruppen der Flüchtlinge durch die Gassen, um sich vor dem nachjagenden Feuer zu retten. Alles sucht den Sumida zu erreichen, um das Westufer zu gewinnen. Aber da flammt den Flüchtlingen

der Feuersee entgegen, in den sich der Stadtteil Asakusa verwandelt hat. Wie eine rettende Insel winkt nicht weit vom Ufer ein freier Platz, der von dem Militärmagazin, das sich früher dort befand, noch immer den Namen „Armee-Bekleidungsamt“ trägt. Auf diesem Platz sollte sich die grauenvollste Episode der ganzen Katastrophe abspielen.

Der offene, von dem Sumida-Strom und Kanälen umspülte Grund schien ein geradezu idealer Zufluchtsort. Gleich nach den ersten Erdstößen begann man hierher zu flüchten. Die anhaltenden Erschütterungen des Bodens trieben immer neue Menschenmassen auf den Platz. Die stark erregten Nerven fanden auf diesem freien und festen Grund etwas Beruhigung. Auch den Feuerflüchtlingen schien das „Bekleidungsamt“ eine unbedingt sichere Zufluchtsstätte. Die meisten kamen mit ihrem Hausrat und mit dicken Ballen von Wollzeug, was alles hier aufgestapelt wurde.

Bis dahin hatte der Brand in dem ausgedehnten Häuserviertel gewütet, das nach dem Innern des Stadtteils Honjo liegt. Jetzt aber kam er immer näher an das Ufer des Sumida heran. Plötzlich fand auch das Feuer, das auf der andern Seite des Stromes in Asakusa loderte, seinen Weg über den Fluß, indem es sich zweier Brücken bemächtigte, und erfaßte den Häuserstreifen, der den Platz von dem Sumida trennt. Wiederum schien das „Bekleidungsamt“ der einzige Hafen der Rettung in diesem Ozean von Flammen. Alles rief: „Zum Bekleidungsamt!“ Um 3 Uhr war der ausgedehnte Platz so dicht mit Menschen gefüllt, daß er buchstäblich einen festen Knäuel menschlicher Körper darstellte. Ein einziger Flammenstrom tobte bald ringsum, nicht mehr auf zwei oder drei Seiten, sondern von allen Seiten. Nicht weniger als 34 000 Menschen standen hier fest zusammengepreßt. Die Hitze steigerte sich, je mehr Häuser ringsum in Flammen aufgingen. Der Boden wird glühend, die Luft so heiß, daß man kaum mehr atmen kann. Diejenigen, die sich am Rande des Platzes befinden, werden bereits von den züngelnden Flammen versengt. Seltende Schreie, verzweifelte Hilferufe ertönen. Dazwischen steigen angstvolle Gebete empor. Zeitweilig sieht man vor Rauch nichts mehr. Plötzlich entsteht ein Wirbelwind aus dem Schoß der erhitzten unteren Luftschichten und ergießt einen glühenden Aschenregen auf die Masse. Die aufgehäuften Ballen leicht brennbarer Habseligkeiten fangen Feuer. Und nun lodern die Flammen innerhalb wie außerhalb des Platzes, das lebende Bild einer Hölle, wie sie keine Einbildungskraft sich auszumalen vermag; lebende Menschen werden zu Lode geröstet. Ein Überlebender erzählt, wie die Unglücklichen unter herzerreißendem Schrei „Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!“ ein-, zwei-, dreimal in die Höhe sprangen und dann kraftlos und vom Qualm erstickt zusammenbrachen. Nach und nach verstummten die Verzweiflungsrufe und Gebete. Totenstille trat ein. — Von den 34 000 Menschen entrannen etwa 200 dem Feuertod. Sie wurden meistens dadurch gerettet, daß die Toten einen schützenden Wall gegen die Flammen gebildet hatten.

Das südlich angrenzende Fufagawa, das am tiefsten gelegene Stadtviertel von Tokio, litt nicht weniger von dem Brande. Die zahlreichen Kanäle, die den Verkehr zwischen der Stadt und der Tokio-Bucht vermitteln, wurden den Bewohnern zum Verhängnis. Das Feuer vernichtete die vielen kleinen Holzbrücken, die über die Kanäle führten, und versperrte den Flüchtlingen den

Weg. Diejenigen, die sich in das Wasser stürzten, kamen zum Teil in der zur Siedehitze gesteigerten Temperatur des Wassers um, andere ertranken. Die verhängnisvollste Stelle wurde aber wie in Honjo gerade jene, welche die meiste Aussicht auf Rettung zu bieten schien, nämlich der Uferrand an der Stelle, wo sich der Sumida in die Bucht ergießt. Eine grauenvolle Szene spielte sich hier ab, über deren Einzelheiten ein Augenzeuge berichtet, dem es durch eine Tat verzweifelter Wagemutes gelang, sich über einzelne Balken der durch das Erdbeben zerstörten Brücke auf das andere Ufer zu retten.

Der Wind war plötzlich nach Südwest umgeschlagen. Von den nachjagenden Flammen gedrängt, suchten die Fliehenden den Uferrand des Sumida zu erreichen; dort hofften sie, über die Brücke und auf Fährbooten an das andere Ufer zu gelangen. Aber die Citai-Brücke, die von dem Stadtviertel Fufagawa nach Nihonbashi führt, war ungangbar. Fährboote waren nicht zur Stelle. So stauten sich die Massen am Uferrand. Eine schreiende und freischende, sich gegenseitig drängende Masse wogte hin und her, vorwärts und rückwärts schwingend wie ein Pendel. Die Vordersten, die vor sich den Tod in den Fluten sahen, drängten zurück; die rückwärts Stehenden, denen das Feuer nachsetzte, drängten vorwärts. Nun fingen die Häuser unmittelbar im Rücken des sich stauenden Menschenknäuels Feuer. Die sich in der Nähe befinden, stoßen voran. Die hin und her pendelnde Bewegung wird stärker. Plötzlich zerreißt ein Schrei des Entsetzens die Luft. Die vorderste Reihe stürzt ins Wasser, etwa 70—80 Menschen; ihnen folgen bald die zweite, die dritte. Diese schreckliche Szene wiederholt sich immer von neuem, bis es gelingt, einige Fährboote herbeizuschaffen, die Hunderten das Leben retten. Viele jedoch waren bereits in Glut und Rauch erstickt, bevor die Reihe an sie kam.

Seit der frühen Mittagsstunde hatten wir beobachtet, wie sich im Süden in dem unteren Bezirk von Akasaka ein gewaltiger Brand entwickelte. Rauchwolken und Flammen stiegen hinter dem Palais des Prinzen Fushimi auf. Was da im einzelnen brannte, war nicht zu sehen. Es schien, als bliebe das Feuer an die Umgebung des alten Wachturmes von Akasaka gebannt, der ehemals den Eingang zur Schlossstadt hütete. An der Farbe der seit vier Stunden aufsteigenden Rauchwolken, an dieser Mischung von Schwarz, Braun, Grau, Gelb und Weiß konnte man jedoch erkennen, daß die Flammen mit jeder Viertelstunde neue Nahrung erhielten.

Während der Brand für unser nach Südosten gerichtetes Auge immer nur an einer und derselben Stelle zu toben schien, wälzte er sich tatsächlich im Sturm auf der großen Verkehrsstraße durch das untere Akasaka voran, auf den alten Zentralbahnhof zu. Plötzlich konnte ich wahrnehmen, wie in der Richtung des alten Hauptbahnhofs Shimabashi gewaltige schwarze und aschgraue Rauchsäulen aufstiegen und hohe Flammen emporstießen. Es dämmerte bereits, so daß die vom Winde getriebenen zerrissenen und wieder vereinigten Flammenstreifen sich schärfer von dem schwarzen Hintergrund abhoben. Ein neues Moment in der Entwicklung des Brandes war eingetreten. Die zwei Feuerströme, der eine, der in dem Stadtviertel Kiobashi im Osten auf Tokios größter Geschäftsstraße sich südwärts wälzte, und der andere, der vom Stadtteil Akasaka nach Südosten brauste, vereinigten sich hier.

In einem Bogen von 18 Kilometern, der vom alten Wachturm in der Nähe des Arsenaus im Norden über Osten und Süden bis zum Wachtor Akasaka im Südwesten reichte, hatte sich, elf brennende Stadtviertel umfassend, ein riesiger Feuergraben gebildet an Stelle des ehrwürdigen Walles und Wassergrabens, der einst die Schlossstadt von den übrigen Stadtvierteln abschloß.

Ich habe auf meinen Wanderfahrten großartige Wolkenbilder beobachtet. Ich sah die gigantischen Wolkenballen, welche die Riesenköpfe des Himalaja verhüllen, und genoß das erhabene Schauspiel der schweren Tropengewitter auf der Insel Java. Aber ein Wolkenbild so entsetzlich wie jenes, das sich in den Mittagsstunden des 1. September über Tokio aufrollte, ist mir nie vor Augen getreten.

*

Die einzigen Stadtteile, die das Feuer in den Ring der Umzingelung noch nicht einzubeziehen vermocht hatte, waren die der Katholischen Hochschule nächstgelegenen Viertel Ushigome und Jotsuja im Nordwesten. Aber es war ihm gelungen, zwischen den zwei Ringbahnstationen, die den Namen dieser beiden Stadtteile tragen, in die Schlossstadt Kojimachi einzudringen. Zwischen den Stationen Jotsuja und Ushigome liegt die Ringbahnstation Jshigaja, von der Katholischen Hochschule nur 10 Minuten entfernt. In dem Häuserblock, der sich rings um diese Station zieht, hatte sich schon in früher Nachmittagsstunde das Feuer festgesetzt. Die Feuerwagen hatten sich über das ansteigende Gelände ausgebreitet, auf dem die von dem katholischen Lehrinstitut der Marianiten geleitete Elementar- und Mittelschule steht, die als „Morgenstern-Schule“ sich in der Reichshauptstadt eines hohen Ansehens erfreut. Am späten Nachmittag ging die große Volksschule in Flammen auf.

Im Dunkel der Nacht bilden die Flammen wunderliche Gestalten, jenen mythischen Ungeheuern ähnlich, mit denen die Sagen der Vorzeit die Meere bevölkerten. Immer näher kommen die Flammen, immer deutlicher vernehmbar ist das Prasseln des Feuers, das Knistern des Holzes, das Krachen der Balken. Man sieht bereits durch das Gerippe der Dächer hindurch. Jetzt hat das Feuer das Rikawa-Krankenhaus erreicht, dessen Türmchen hoch emporragen. Die Kranken sind bereits seit Nachmittag in einem naheliegenden Tempel untergebracht. Auch das Heim des Siegers von Tsushima, des weltberühmten Admirals Togo, wird eine Beute des Feuers. — Alles hängt jetzt von der Richtung des Windes ab. Weht er zu uns her nach Südwest, dann wird bald der vor uns liegende Block das letzte Glied in dem Flammenring um die Schlossstadt bilden.

Während die Nacht ihre schwarzen Fittiche über 60 Quadratkilometer glühenden Bodens ausbreitete, aber nicht, um dessen Glut zu verhüllen, sondern um sie noch greller hervortreten zu lassen, tauchte aus dem Dunkel der nördliche, östliche und südliche Horizont wie ein flammender Halbkreis auf, ein Rundbild von großartiger Schönheit. Einzelne Feuerherde traten besonders deutlich hervor. Über dem erlöschenden Brand des Arsenaus sandte die Kaiserliche Universität den Scheinwerfer ihrer Glut durch die Nacht. In der Richtlinie des Bahnhofs Manseibashi stand die auf einer Anhöhe gelegene russische Kathedrale in Flammen. Deutlich zeichnete sich auf schwarzem Hinter-

grund die im Stil der orthodoxen Kirchen Rußlands erbaute Kuppel in schön-
geschwungenen glühenden Linien ab.

Seit alters her hat es in Japan der Großvater seinen Enkeln als goldene
Regel überliefert, daß bei einem großen Erdbeben der beste Zufluchtsort ein
offener Platz ist. Ganz Tokio folgte dem durch Jahrhunderte bewährten Rat.
Dazu vertrieb der Brand Zehntausende aus ihrem Heim. Vor allem war man
bemüht, einen der großen Volksparks zu erreichen. Ueno im Norden, Shiba
im Süden, Hibija im Osten. Dazu kamen die kleinen Parks in den einzelnen
Stadtvierteln und nicht zuletzt die aus den Tagen des alten Jeddo stammenden,
rings um die Tempel angelegten Begräbnisplätze, besonders in den tiefer
gelegenen Vierteln.

Zwei Millionen Menschen lagerten bei Anbruch der Finsternis im Freien.
Selbst die kaiserlichen Parks, die ängstlich gehüteten Gründe, waren den
Glückseligen erschlossen. Hunderttausende mußten dicht vor der Feuerlinie
kämpfen, deren Funken jeden Augenblick herüberfliegen und die Dase in eine
glühende Wüste verwandeln konnten, deren Schein das Licht gab, das die
Glühlampen Tokios versagten.

Am westlichen, von Rauchwolken nicht verdüsterten Himmel leuchteten hell
die Sterne. . . .

Sonntag den 2. September gegen 2 Uhr morgens weckte mich ein kräftiger
Erdstoß. Bald befand ich mich wieder auf meinem weitausschauenden Be-
obachtungsposten. In der Ferne glühte noch rings am Horizont der Feuer-
zirkel. Aber die Glut war schwächer geworden, an einzelnen Stellen sogar
verschwunden. Wohl stiegen immer noch schwarze, vom Widerschein der auf-
flackernden Aschenhaufen gerötete Rauchsäulen auf. Aber dazwischen sah man
bereits ab und zu Sterne schimmern, als wollten sie ihr „Ohajo — Guten
Morgen!“ dem unglücklichen Tokio zurufen. Nur in südlicher Richtung waren
zwei bedeutende Feuerherde sichtbar. Der näher gelegene war, wie wir später
erfuhren, der große Häuserblock am Fuße des Atago-Hügels in der Nähe des
Shiba-Parkes. Aber was mochte da tief in der Ferne brennen? Es war das
seit gestern in Brand stehende Yokohama.

Unsre nähere Umgebung zeigte ein bedrohliches Gesicht. Ein brennender
Häuserblock, kaum 10 Minuten von der Katholischen Hochschule entfernt, goß
über uns einen so hellen Schein, daß man lesen konnte. Die Mauern der
Häuser glühten. Gespenstisch leuchteten in der Nacht die weißen Granitmassen
des Kronprinzen-Palais. Das Feuer war in jenen Teil der Schloßstadt ein-
gedrungen, in welchem unsre Hochschule liegt.

Vom Flachdach unsres neuen Heims hat man gegen Osten in einer Ent-
fernung von etwa 10 Minuten im Hintergrund von Riesenbäumen die west-
liche Umwallung der Hofburg vor sich, die durch einen breiten Schloßgraben
von der parallel dazu laufenden Straße getrennt ist. Die Straße zieht sich
in nord-südlicher Richtung von der Rudan-Anhöhe nach dem Gebäude des
Großen Generalstabes. An dieser Straße, nur wenige Minuten vom General-
stab entfernt, liegt ein großes Militärhospital. Gegenüber auf der andern
Seite des Schloßgrabens wird die Umwallung der Hofburg durch das Schloß-
tor Hanzomon durchbrochen. Von diesem Burgtor geht nun im rechten Winkel
zu der eben beschriebenen Straße eine andere Straße von Ost nach West und

endet bei dem alten Wachttor, das seinen Namen von dem dort beginnenden Stadtteil Jotsuja, dem „Biertäler Viertel“, hat. Die Straße zieht sich durch den ganzen westlichen Bezirk der Innenstadt und heißt Kojimachi-Straße. Sie zerfällt in drei Abschnitte, denen ebenso viele Haltestellen der elektrischen Straßenbahn entsprechen. Im dritten und letzten Abschnitt liegt die Katholische Hochschule gegenüber der Haltestelle der Straßenbahn, die den amtlichen Namen „Vor der Jochi-Universität“ trägt.

Als ich um 3 Uhr morgens die Lage überschaute, hatte das Feuer sich bereits in den Besitz der Stelle gesetzt, wo die beiden Straßen den rechten Winkel bilden. Auf den Fittichen eines von Norden nach Süden treibenden Windes stürmten die hochlodernden Flammen den Schloßgraben entlang, dessen Wasser wie Lavamassen glühten. Drei große Amtsgebäude, die Bezirkspolizei, das Hauptpostamt des Viertels und das städtische Verwaltungsgebäude des Bezirkes, die am Eingang der Straße liegen, gehen in Flammen und Rauch auf. Wie wird es dem Militärhospital ergehen? Nach einiger Zeit läßt sich erkennen, daß hier der Vormarsch des Feuers zum Stehen gebracht ist. Wie wir später erfuhren, hatte vom ersten Augenblick der Gefahr an das Oberkommando ein großes militärisches Aufgebot an diese Stelle geworfen.

Das Feuer setzte jetzt seine ganze Kraft in westlicher Richtung ein nach dem Wachttor von Jotsuja hin auf die Katholische Hochschule zu. Die drei Haltestellen der Straßenbahn wurden ebenso viele Stappen für das vordringende Element. Mit beängstigender Deutlichkeit schlug das Krachen der Balken, das Prasseln der Flammen, das Knistern der Sparren an unser Ohr. An der ersten Haltestelle trat die Querstraße wie eine Schranke und Schutzwehr entgegen. Aber bald springt die Flamme auf die andere Seite der Querstraße, und nun steht der Feind bereits auf dem Abschnitt zwischen der ersten und zweiten Haltestelle. Noch eine Haltestelle, und er hat den elektrischen Pfosten erreicht, der die Aufschrift trägt: „Vor der Jochi-Universität“. Die Feuerwehr bot alle Kraft auf. Zwei riesige Schläuche führten mit ihren elektrischen Maschinen aus dem fünf Minuten entfernten Wallgraben Wasser zu. Wir hörten das unausgesetzte Klappern der Pumpen und das Zischen des mächtigen Wasserstrahls.

In dem entsprechenden Abschnitt auf der gegenüberliegenden Seite der Straße lag eine große städtische Volksschule und eine Mädchenschule. Bald nach 6 Uhr sahen wir, wie schwarze Rauchwolken das Dach der Schule einhüllten, denen die Flamme mit reißender Schnelle folgte.

Etwa 9 Uhr vormittags entschloß ich mich, zu der nur fünf Minuten entfernten zweiten Haltestelle zu gehen. Das Feuer hatte sich hinter der Straßenfront auf der uns zugekehrten Seite ein erschreckend großes Gebiet erobert. Der Feuerwehr war es zwar gelungen, den Brand in einem Abstand von etwa 50 Metern von der Front der zweiten Querstraße zum Stehen zu bringen. Das Feuer drang jetzt in der Richtung des Heims der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens vor. Eine Zerstörung dieses Heims hätte den Untergang einer kostbaren wissenschaftlichen Bibliothek bedeutet. Ich begab mich an Ort und Stelle. Mit Aufbietung aller Kräfte legten Feuerwehr und Pioniere die vorliegenden Häuser nieder. Der verzweifelte Heroismus schien von Erfolg gekrönt. Beim Durchschreiten der beiden Querstraßen,

die an der zweiten Haltestelle münden, hatte mich ein geradezu unerschöpfliches Brennmaterial erschreckt, das einerseits das Erdbeben in dem zertrümmerten Fachwerk der zum Teil eingestürzten Wohnhäuser aufgehäuft und anderseits die Glücklinge mit ihren geretteten Habseligkeiten zusammengetragen hatten.

Wo am Vormittag der Brand überwunden schien, stand um 1 Uhr alles in hellen Flammen. Der ganze Häuserblock bis zur Front der Querstraße brannte lichterloh. Wehe, wenn die Flammen auf die andere Seite der Querstraße hinüberspringen! Dann ist es um die Katholische Hochschule geschehen. In der Luftlinie war der Feuerherd kaum drei Minuten entfernt. Wird die Feuerwehr das tobende Element, das seit heute früh trotz aller Niederlagen immer von neuem sich aufrafft, bemeistern? Mit Spannung verfolgte das Auge den Ringkampf. . . . Gegen 3 Uhr war hier das Feuer überwältigt. Auch auf der der zweiten Haltestelle gegenüber mündenden Querstraße zeigt sich nur noch glimmende Asche.

Ich benützte den Zeitpunkt, um durch die freundliche Vermittlung der Deutschen Botschaft wenn möglich ein Telegramm in die Heimat zu besorgen. Nach 24 Stunden empfand ich zum ersten Mal das erleichternde Gefühl: „Gott sei Dank, es ist zu Ende!“ Das war noch zu früh.

Als ich von der Botschaft auf einem Umweg in den kleinen Volkspark unsres Distriktes einbog, sauste eine Feuerbrigade an mir vorüber, und zwar in der Richtung des eben überwundenen Feuerherdes. Mächtige Rauchwolken flogen über mir aus derselben Gegend. Auf unerklärliche Weise hatte das Feuer jene Häusermasse in Flammen gesetzt, wo ich am Vormittag ein so unerschöpfliches Brennmaterial beobachtet hatte. Die Nacht war eingebrochen. Und „die Blume von Jeddo“ — so nannte man in alter Zeit die Feuersbrunst wegen ihrer Häufigkeit in Jeddo, dem Vorläufer von Tokio — entfaltete ihre schauerliche Schönheit. Das Gebälk brach krachend zusammen, die Sparren knisterten, die Querstraße verschwand ganz im Rauch. Zugleich drang das Zischen und Gausen von drei gewaltigen Wasserstrahlen an unser Ohr. Der Boden zeigt hier eine Mulde, und die Straße senkt sich. Das kam der Feuerwehr gelegen, um den neuen Brand endgültig einzudämmen.

So endete unter unsern Augen die Feuerschlacht, die von der Mittagsstunde des 1. September bis tief in die Nacht des 2. September rings um die Schloßstadt von Tokio getobt hatte. Erloschen war die größte Feuersbrunst der Weltgeschichte. Zwei Drittel der kaiserlichen Hügelstadt des Ostens waren in Schutt und Asche begraben.

* * *

Wie viele Tausende aber mußten den Tod ihrer Lieben betrauern! Das sollten die Wanderungen über die Trümmer- und Totenfelder während der nächsten Tage mir zum erschütternden Bewußtsein bringen. Wo immer man Gelegenheit hatte, mit japanischen Bekannten zu reden, da kehrte in den verschiedensten Abwandlungen die eine schmerzliche Klage wieder: „Mein Freund hat zwei, drei, ja fünf Mitglieder seiner Familie verloren“ — „Der Vater meines Freundes, seine Mutter, seine Schwester sind umgekommen“ — „Wir haben gar keine Nachricht vom jüngsten Bruder, wir fürchten das Schlimmste“ — „Die Familien von drei meiner Nachbarn sind Opfer der Feuersbrunst geworden“ — „Der Bruder eines meiner Bekannten konnte sich

retten, alle andern fanden den Tod in den Flammen“. Das ist die große Totenklage, die durch ganz Tokio tönt.

Auf dem als Marunouchi bekannten Platz, nahe bei der Brücke, haben klaffende Spalten den Boden aufgerissen. Nicht weit davon drängen sich Menschenmassen nach einem Gebäude, das nach innen einstürzte und viele Menschen begrub. Es widerstrebt meinem Empfinden, der neugierigen Menge zu folgen. Aus dem Munde eines Augenzeugen hatte ich erfahren, daß das Innere ein grausiges Bild bot: Leichen zwischen Steinblöcken eingekellt, hier ein zerschmetterter Kopf, der sich aus den Trümmern emporreckt, dort ein blutüberströmter Arm, der noch nach Hilfe zu tasten scheint.

Ein Geschäftshaus lenkt besonders die Aufmerksamkeit der vielen Menschen auf sich. Es ist Tokios, ja des Ostens größte und glänzendste Buchhandlung, Maruzen, dieses Mekka aller Bücherfreunde und Novitätenjäger. Wenn Kandas Büchermarkt in erster Linie dem Verlag japanischer Werke dient, so stellt Maruzen das Hauptlager der in Englisch, Deutsch, Französisch erscheinenden Werke dar. Deutschlands Schrifttum hatte hier einen Saal, der dem japanischen Verehrer der deutschen Literatur — und deren gibt es viele — auf Nachfrage sofort Werke bot, um die der Berliner Buchhändler wahrscheinlich erst nach Leipzig schreiben mußte. Von diesem Schatzhaus ist nichts mehr übriggeblieben als eine große Ruine, ein Baufskelett, dessen einzelne Glieder auseinandergerissen, verrenkt, verbogen und zerschlagen sind. Von allen Trümmerhaufen glänzender Geschäftshäuser hat keiner auf mich einen so erschütternden Eindruck gemacht wie der des einst so schmucken Baues, über dem in goldenen Buchstaben der Name Maruzen leuchtete.

So sehr es seinem Empfinden widerstrebt, so konnte doch dem Schreiber dieser Zeilen ein Blick auf den Platz des „Bekleidungsamtes“ im Stadtviertel Honjo nicht erspart bleiben. Die Leichen der 34000 Unglücklichen waren bereits eingeäschert. Hügel von verkohlten Knochenteilen und von Asche bedeckten den Platz, ein gräßlicher Anblick. Vor diesen schwarzen Hügeln standen viele Männer und Frauen, zum Teil in betender Haltung die Hände gefaltet.

Augenzeugen, die am Morgen nach dem Schreckenstage sich sofort an die Stätte begaben, um unter den Leichenhaufen Umschau zu halten, erzählen Herzerreißendes. Hier kroch ein noch lebendes kleines Kind unter der Leiche seiner halbverbrannten Mutter hervor, dort sank ein Weib über der verkohlten Leiche ihres Gatten zusammen, ganze Familien, aus vier, fünf, sechs, ja zehn und elf Gliedern bestehend, lagen in einer Reihe da. Ein Familienvater wurde wahnsinnig beim Anblick seiner Frau und seiner Kinder, die das Feuer gemordet.

Wie eine Dase erhebt sich aus der Wüstenei des Schitaja-Viertels die anmutige, von Baumriesen beschattete, tafelartig sich ausbreitende Höhe des Ueno-Hügels. Jeder Fleck dieses schönen Stückes Erde ist von einer Familie in Anspruch genommen. Ganz besonders aber der Zoologische Garten; denn seine verlassenen Käfige bieten Schutz gegen die Witterung, die jeden Augen-

blick von glühendem Sonnenschein in Regen umschlagen kann. Die neuen Bewohner des Löwenpalastes und Tigerpavillons geben dem traurigen Bild unter Tränen lächelnden Humor; denn das jüngste Japan, das noch keine Ahnung von der furchtbaren Tragweite der Katastrophe hat, spielt in der vergitterten Behausung Löwe, Tiger, Leopard und was noch sonst. Die Kleinen stecken ihre Köpfchen zwischen den Gittern durch oder recken die Händchen heraus, um „gefüttert“ zu werden. Vater und Mutter und die Umstehenden können bei diesen Szenen, welche die neuen lieblichen „Zoos“ spielen, die Heiterkeit nicht unterdrücken.

*

Unter allen Bildern der Zerstörung ging mir keines so nahe wie das der Kathedrale Kirche des katholischen Erzbischofs von Tokio.

Es war ein wunderschöner Morgen gewesen, als ich in der Frühe des 26. August nach Tsukiji fuhr, um der bischöflichen Weihe eines spanischen Mitbruders beizuwohnen. Der Vertreter des Papstes selbst, der Apostolische Delegat für Japan, Seine Eminenz Erzbischof Guardini, nahm unter Assistenz des Erzbischofs von Tokio und des ebenfalls mit erzbischöflicher Würde bekleideten Apostolischen Vikars von Hiroschima die Weihe vor.

Da mag sich der Leser leicht denken, was ich empfand, als ich vor den Ruinen der Kathedrale stand! Die erzbischöfliche Wohnung, von wo der feierliche Zug der Erzbischöfe und Bischöfe sich in Bewegung gesetzt, ein Trümmerhaufen, aus dem nur noch ein Schornstein hervorragte. Der Vorhof der Kathedrale, durch den der Apostolische Delegat in purpurleuchtendem Ornat geschritten war, bedeckt von qualmenden Brandresten, darunter angebrannte Fegen einer bischöflichen Soutane. Und nun erst die Kathedrale! Im Portal, wo die Bischöfe mit den assistierenden Priestern gestanden, um durch den Photographen im Bilde festgehalten zu werden, hoher Schutt, der den Zutritt versperrte. Das Schiff der Kirche, das von einer andächtigen Menge japanischer Christen besetzt war, von einer hohen Schicht zertrümmerter Steine bedeckt, dazwischen verkohlte Überreste der Bänke. Das Chor, wo der Altar gestanden, an dem die Weihe vollzogen wurde, nur eine Masse von Schutt und Asche; dahinter ein Stück Chortwand, an der noch zwei Statuen ihren Platz behalten hatten.

Mit der erzbischöflichen Mutterkirche, die in diesem Jahre das goldene Jubiläum ihres Bestehens als erste katholische Kirche in Tokio feiern sollte, sind in derselben Stunde drei Tochterkirchen, die Pfarrkirchen der Stadtteile Kanda, Asakusa und Honjo, durch den Brand zerstört worden, d. h. vier von den sechs Pfarrkirchen in Tokio. Der vier großen katholischen Schulen gar nicht zu gedenken, die teils abgebrannt sind, teils durch das Erdbeben zu Grunde gerichtet wurden. Yokohama fügt der Liste der verbrannten Kirchen noch zwei hinzu. Noch schmerzlicher ist der Verlust an Menschenleben: zwei Priester, elf Ordensschwestern, mehrere hundert Christen. Die meisten fanden den Tod in den Flammen.

* * *

Die Gewalt der Erschütterung kommt jetzt hinterdrein mehr zum Bewußtsein als im Augenblick der Katastrophe selbst durch die vielen, wenn auch unvergleichlich schwächeren Erdstöße, die seit dem 1. September bis heute,

d. h. 31. Oktober, sich Tag für Tag folgten. Wie häufig wurde ich doch in der Arbeit unterbrochen durch einen kräftigen Ruck aus der Tiefe, der bisweilen so stark war, daß der Wecker vor mir auf dem Tisch stehen blieb und ich Vorkehrungen traf, damit mir nicht ein zweites Mal die Türe versperrt werde. In dem ersten Monat, der seit der Katastrophe verflossen, habe ich mehr kräftige Erdbeben erlebt als in den 15 Jahren, die ich jetzt in Japan weile, ein Beweis, daß unter der Oberfläche immer noch gewaltige Ausgleichungen vor sich gehen. —

Düster ist das Bild, das der Augenzeuge dem Leser vor Augen rücken mußte; doch es entbehrt nicht der lichten Züge. Schon als ich am ersten Morgen nach dem Erdbeben, während der Brand noch tobte, durch die mit Menschen gefüllten Straßen ging, weckte der Anblick des schwergeprüften Volkes meine Bewunderung. Nirgendwo ein Zeichen wilder Erregung und aufdringlichen Begehrens. Ergebung in das grausame Geschick spiegelte sich in den Zügen. Diese Ruhe hatte nichts von stumpfem Fatalismus an sich. Es war die Gelassenheit eines Volkes, in dessen Zügen etwas von der furchtlosen Entschlossenheit jenes Römers lag, der das stolze Wort geprägt:

Si fractus illabatur orbis, Impavidum ferient ruinae.

Mit fester Ruhe verband sich die Bereitwilligkeit zu gegenseitiger Hilfeleistung. Dieses Gemeinschaftsgefühl umfaßte alle Stände und Altersklassen. Bewundernswert ist auch der Mut, mit dem sofort das Werk des Wiederaufbaues, zunächst im Kleinen, in Angriff genommen wurde. Das Feuer war kaum erloschen, da sah man schon Holzhütten als vorläufige Wohnstätten aus dem alten Grund und Boden wachsen.

Bis ein zweites Tokio im glänzenden Gewande des alten oder in einem noch glänzenderen Gewande ersteht, mögen Jahre, vielleicht Jahrzehnte vergehen. Aber ein Volk, das mit so heroischem Mut den ersten Schritt zum Wiederaufbau tut, darf hoffnungsvoll seine Blicke in die Zukunft richten.

Joseph Dahlmann S. J.